

Einleitung

Der Kompromiss als demokratische Lebensform

Gunther Hellmann

Der Begriff des Kompromisses umschreibt eine ambivalente soziale Praxis. Die Ambivalenz kommt nicht nur in gängigen umgangssprachlichen Formulierungen zum Ausdruck – dass es also sowohl »gute« wie auch »faule« Kompromisse gibt, die »schmerzhaft«, aber »notwendig« und auch »tragbar« sein können. Schon allein die Bedeutungsgehalte der Wortbestandteile unter etymologischen Gesichtspunkten reichen aus, um diese Ambivalenz aufzuzeigen. Das weitgehend positiv konnotierte, im Lateinischen wurzelnde Substantiv *compromissum* (»Ausgleich«, »Verständigung« oder »Übereinkunft durch gegenseitige Zugeständnisse«) war bereits bei den Römern als Rechtsterminus im Gebrauch. Es geht auf das Verb *compromittere* zurück (»sich gegenseitig versprechen« oder »eine Entscheidung dem Schiedsrichter überlassen«) und besteht seinerseits aus den Verben *promittere* (»hervorgehen lassen, versprechen«) sowie *mittere* (»schicken, senden«). Ein bedeutungsgleiches Verb gibt es im Deutschen (im Kontrast zum Englischen *to compromise*) nicht, wohl aber ein in etymologischer Hinsicht denselben Wurzeln entstammendes, allerdings deutlich negativ konnotiertes Verb *kompromittieren* (»jmd. bloßstellen«).¹ Insofern sich in der Sprache und vor allem im konkreten Gebrauch von Wörtern solche mehrdeutigen oder sogar widersprüchlichen Bedeutungsgehalte finden, muss wohl auch die damit bezeichnete soziale Praxis im Minimum komplex sein.

Vor dem Hintergrund einer solchen Ausgangsposition ist es zunächst erstaunlich, dass der Kompromiss, historisch betrachtet, im deutschsprachigen Kulturkreis zumindest in der Zeit vor der Gründung

1 Vgl. Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache, <https://www.dwds.de/wb/Kompromiss#etymwb-1> (30.8.2024).

der Bundesrepublik nicht nur in konservativen oder rechten bzw. nationalistischen Kreisen als »undeutsch« verrufen war, sondern auch unter Intellektuellen und Vertretern der Wissenschaften vom Sozialen und Politischen einen fast durchweg schlechten Ruf hatte.² Walter Dirks, der Herausgeber der »Frankfurter Hefte«, etwa, schrieb in der ersten Ausgabe dieser, nach dem Zweiten Weltkrieg neu gegründeten Zeitschrift einen Essay über »Die zweite Republik«, in dem er das Scheitern Weimars u. a. darin sah, dass »bei den Deutschen« nicht nur die »faulen« Kompromisse, sondern »auch die guten in schlechtem Geruch« standen – und dies obwohl diese doch »Wirklichkeiten verbinden und die Welt verändern.«³ Dass vor allem konservative Intellektuelle, wie Carl Schmitt, nichts Gutes an dem für »die pluralistische Theorie« typischen Kompromiss fanden – oder, wie Schmitt 1934 in einem Essay über »Nationalsozialismus und Rechtsstaat« formulierte, »das, was unser Führer Adolf Hitler [...] als den »bürgerlich-legitimistischen Kompromiß« bezeichnet hat«⁴ – wird jene, die mit den Arbeiten Schmitts vertraut sind, nicht weiter verwundern. Denn aus diesem Blickwinkel war der Staat als solcher »im Kompromiß der sozialen Mächte [...] geschwächt und relativiert, ja überhaupt problematisch geworden, weil schwer zu erkennen ist, was ihm noch an selbständiger Bedeutung zukommt.«⁵ Aber selbst gemäßigte Konservative wie der Soziologe Max Weber sahen im Kompromiss bestenfalls eine »unvermeidliche« politische Praxis, bei der »Unwichtigeres dem Wichtigeren« geopfert werde, weil man zum

-
- 2 Eine wichtige Ausnahme bildet hier Georg Simmel, für den der Kompromiss eine »alltägliche und selbstverständliche Lebenstechnik« bzw. »eine der größten Erfindungen der Menschheit« darstellte (Georg Simmel: »Der Streit«, in: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Berlin: Duncker & Humblot, 2013 (1908), S. 197–266, hier S. 261–262). Vgl. hierzu auch ausführlich den Beitrag von Ulrich Willems in diesem Band.
 - 3 Zit. nach Manfred Voigts: »Der Kompromiß. Plädoyer für einen umstrittenen Begriff«, in: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 46 (3), S. 194–210, hier S. 196.
 - 4 Carl Schmitt: *Gesammelte Schriften 1933–1936*, mit ergänzenden Beiträgen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, Berlin: Duncker & Humblot 2021, S. 135.
 - 5 Carl Schmitt: »Staatsethik und pluralistischer Staat«, in: *Kant-Studien* 35 (1930), S. 29–42, hier S. 31. Vgl. zu Schmitts Haltung zum Kompromiss auch Sandrine Baume: »Carl Schmitt's Multifaceted Rejection of Political Compromises«, in: *The Review of Politics* 86 (2024), S. 197–217.

Kompromiss »genötigt« sei.⁶ Für Weber selbst galt dies allerdings nur begrenzt – und zwar sowohl hinsichtlich seiner eigenen politischen Überzeugungen wie auch hinsichtlich seines Selbstverständnisses als »Gelehrter«. Seine politischen Überzeugungen kamen u.a. dadurch zum Ausdruck, dass er dem nationalistischen »Alldeutschen Verband« als Mitglied beitrug, bereits 1899 allerdings aus dem Grund wieder austrat, weil er einen »zu wenig kompromisslosen« Kurs in der sogenannten »Polenfrage«, einer, wie er schrieb, »Lebensfrage des Deutschtums« angesichts einer befürchteten »slawischen Überflutung«, verfolgte.⁷ Für sein Selbstverständnis als Wissenschaftler waren Kompromisse ohnehin fehl am Platz, wie er kurz vor seinem Tod 1920 in zwei Briefen schrieb: »Der Politiker soll und *muß* Kompromisse schließen«, er aber sei »von Beruf: *Gelehrter*« – und »der Gelehrte« dürfe solche politischen Kompromisse »nicht decken«.⁸

Kompromisse hatten aber auch im linken Milieu der Weimarer Republik alles andere als einen guten Ruf. Kurt Tucholsky, etwa, sah nicht nur »kein Heil« darin, dass gerade die Anfänge der Weimarer Republik von solchen politischen Kompromisse zwischen »Schwarzen« und »Roten« durchzogen waren, er karikierte sie sogar in einem eigenen »Lied vom Kompromiss«:

»Schließen wir nen kleinen Kompromiß!
Davon hat man keine Kümmeris.
Einerseits – und andererseits –,
so ein Ding hat manchen Reiz...
Sein Erfolg in Deutschland ist gewiß:
Schließen wir nen kleinen Kompromiß!«

In seiner eigenen Beschreibung der damaligen politischen Lage ging allerdings durch Deutschland »ein tiefer Riß« – und »dafür gibt es einen Kompromiß!«⁹ Auch Walter Benjamin kontrastierte den Kompromiss in

6 Max Weber: Gesammelte politische Schrift, 3. Auflage, hg. von Johannes Winkelmann, Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1971 (1958), S. 225, 335.

7 Zit. nach Dirk Kaesler: Max Weber. Preuße, Denker, Muttersohn, München: C.H. Beck 2014, S. 411.

8 Zit. ebd., S. 858, 882, Hervorh. im Original.

9 Kurt Tucholsky: »Lied vom Kompromiß« (1919), Projekt Gutenberg, verfügbar unter <https://www.projekt-gutenberg.org/tucholsk/gedichte/chap004>.

einem Essay »Zur Kritik der Gewalt« als bestenfalls zweitbeste Lösung politischer Streitfragen. »Parlamente« lieferten in seiner Wahrnehmung »das bekannte jammervolle Schauspiel, weil sie sich der revolutionären Kräfte, denen sie ihr Dasein verdanken, nicht bewußt geblieben« seien. Ihnen fehle »der Sinn für die rechtsetzende Gewalt, die in ihnen repräsentiert ist«. Weil sie »im Kompromiß eine vermeintlich gewaltlose Behandlungsweise politischer Angelegenheiten pflegen«, kämen sie auch nicht »zu Beschlüssen, welche dieser Gewalt würdig wären«. »Besser wäre es anders«, das sei »das Grundempfinden jeden Kompromisses« zitierte er zudem den Philosophen Erich Unger aus einer Abhandlung über »Politik und Metaphysik«.¹⁰

Selbst nach der Gründung der Bundesrepublik ließ sich diese Skepsis gegenüber dem Kompromiss im rechten wie linken intellektuellen Milieu weiter beobachten. Wenn man von der wichtigen Ausnahme Jürgen Habermas absieht, war insbesondere in der ersten Generation der »Kritischen Theorie« Theodor W. Adorno ein geradezu radikaler Vertreter der Kompromisslosigkeit. Das galt natürlich grundlegend hinsichtlich des »kompromißlos kritisch Denkenden«¹¹, aber die Idealisierung der Kompromisslosigkeit bzw. »der Kompromisslosen« zieht sich wie ein roter Faden auch durch seine religions- und musikphilosophischen¹² wie seine politischen Schriften. In der politischen Sphäre galten ihm Kompromisse auch in modernen Demokratien als negativ

html (4.9.2024). Vgl. auch Kurt Tucholsky: »Wir Negativen« (1919), verfügbar unter <https://tucholsky-gesellschaft.de/1919/03/13/kurt-tucholsky-wir-negative-n/> (4.9.2024).

- 10 Walter Benjamin: »Zur Kritik der Gewalt«, in: *Gesammelte Schriften*, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, S. 179–204, hier S. 190–191.
- 11 Theodor W. Adorno: »Resignation«, in: ders., *Kulturkritik und Gesellschaft II*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977, S. 794–799, hier S. 798.
- 12 Vgl. etwa die »Vorrede« in: Theodor W. Adorno: *Philosophie der neuen Musik* (*Gesammelte Schriften* 12), Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, S. 9, wo Adorno angesichts der »Gewalt der gesellschaftlichen Totalität auch in scheinbar abgeleiteten Bereichen wie dem musikalischen« bedauernd konstatierte, dass selbst die Musik »noch in ihrer reinen und kompromißlosen Gestalt nicht von der allherrschenden Verdinglichung ausgenommen ist«. Zur historischen Bedeutung und Marginalisierung der »Kompromisslosen« vgl. das Fragment »Verwandlung der Idee in Herrschaft«, in Max Horkheimer und Theodor W. Adorno: *Dialektik*

konnotierte »Kompromissstruktur« der »bürgerlichen Gesellschaft«. ¹³ Diese distanzierte Betrachtungsweise manifestierte sich zudem in der Ablehnung eines Verständnisses von wissenschaftlicher Forschung und dem Streben nach »Objektivität« als einer – wie er Karl Popper im »Positivismusstreit« zitierte – »sozialen Angelegenheit« der »gegenseitigen Kritik, der freundlich-feindlichen Arbeitsteilung der Wissenschaftler, ihres Zusammenarbeitens und auch ihres Gegeneinanderarbeitens«. Das Vertrauen darauf, dass sich divergente Positionen aufgrund »der anerkannten Spielregeln der Kooperation, wie es wienerisch heißt, »zusammenraufen« und dadurch den je erreichbaren Grad von Objektivität der Erkenntnis« gewinnen, folgte Adornos Verständnis nach lediglich dem »veralteten liberalistischen Modell derer, die sich um den runden Tisch versammeln, um ein Kompromiß auszuhandeln.« ¹⁴ Dem konnte er im Vergleich zur »kompromißlos reinen, unverwässerten Darstellung« der »Erkenntnis der objektiven gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten« überhaupt nichts abgewinnen. ¹⁵

Im Kontrast zu diesem, nahezu durchgängig negativ konnotierten Kompromissverständnis ließ sich Jürgen Habermas, Adornos Schüler, hinsichtlich seines Verständnisses der sozialen und politischen Bedeutung des Kompromisses weit stärker von den pragmatistischen sozial- und demokratietheoretischen Schriften eines John Dewey inspirieren. In seinen theoretischen Arbeiten zum kommunikativen Handeln sowie zur Diskurstheorie des Rechts trifft Habermas zwar eine klare Unterscheidung zwischen Konsens und Kompromiss und er privilegiert auch unter diskursethischen Aspekten den *verständigungsorientierten*,

der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt: Fischer Taschenbuch 1988 (1944), S. 221–224.

13 Vgl. hierzu auch die einschlägige Untersuchung von Hubertus Buchstein zu Otto Kirchheimer und Carl Schmitt, insbesondere die detaillierte Rekonstruktion der Entstehung von Kirchheimers Artikel »Changes in the Structure of Political Compromise«, den Adorno 1941 im New Yorker Exil des Institut für Sozialforschung für die Zeitschrift des Instituts u.a. mit dem Ansinnen editierte, sämtliche Passagen zur »Kompromissstruktur« modernen Massendemokratien aus dem Beitrag zu streichen, Hubertus Buchstein: *Enduring Enmity. The Story of Otto Kirchheimer and Carl Schmitt*, Bielefeld: transcript Verlag 2024, S. 250–252.

14 Theodor W. Adorno: »Einleitung«, in: ders. u.a., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Neuwied: Sammlung Luchterhand 1972, S. 7–79, hier S. 38.

15 Ebd., S. 54.

auf Argumenten beruhenden und auf Konsens, d.h. die Ausbildung einer »kommunikativen Macht gemeinsamer Überzeugung«¹⁶, ausgerichteten Austausch eindeutig, aber der Kompromiss hat doch auch einen wichtigen, unter pragmatischen Gesichtspunkten unersetzlichen Platz in demokratischen Willensbildungsprozessen. Zwar ließen sich, so Habermas, Prozesse demokratischer Willensbildung nicht auf Kompromisse reduzieren, da Fragen der politischen Gerechtigkeit und der Verwirklichung präferierter Werte immer auch in politische Willensbildungsprozesse zentral eingelassen seien, aber im Kompromiss spiegle sich (im Kontrast zum auf Konsens ausgerichteten kommunikativen Handeln) sozusagen realpolitisch das Ergebnis *strategischer* Aushandlung nicht-verallgemeinerbarer Interessen angesichts »faktischer Macht«.¹⁷

Bei den amerikanischen Pragmatisten (und hier vor allem bei John Dewey und Jane Addams, von denen insbesondere Ersterer großen Einfluss auf die demokratietheoretischen Überlegungen Habermas' hatte) fallen die negativen Konnotationen, die bei Habermas mit strategischer Aushandlung unter gegebenen *lebensweltlichen* Bedingungen assoziiert werden, größtenteils weg. Vor allem für Jane Addams, die in dieser Hinsicht sehr großen Einfluss auf die Überlegungen Deweys hatte, ist der Kompromiss recht eigentlich der höchste Ausdruck demokratischer Lebensform – und zwar gerade auch deshalb, weil er sich im besten Sinne »pragmatisch« in der konkreten Praxis ihrer erfahrungsgetränkten sozialen Arbeit bewährt hat. Addams wollte nicht zwischen pragmatischer Kompromissbereitschaft und moralischer Prinzipientreue wählen, sondern sah, wie Charlene Haddock Seigfried formulierte, gerade in der »Schmiedung von Prinzipien« (»forging principle«) *durch* unablässigen argumentativen Austausch und Kompromiss den Kern ihres Kompromissverständnisses »once compromise is understood as a recognition of multiple perspectives that need to be respected and examined.«¹⁸

16 Jürgen Habermas: Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992, S. 188.

17 Vgl. hierzu neben Habermas: Faktizität und Geltung, ebd., S. 173–176 und 204–207 auch Jürgen Habermas: Der neue Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2022, S. 73–77.

18 Charlene Haddock Seigfried: »The Courage of One's Convictions or the Conviction of One's Courage? Jane Addams's Principled Compromises«, in: Marilyn Fis-

Ausgangspunkt für dieses Vertrauen in argumentativen Austausch und Kompromiss war Addams Überzeugung, dass Konflikte ihren Ursprung nie in so etwas wie objektiven Differenzen, sondern in persönlichen, allzu menschlichen Reaktionsweisen hätten. Das war für sie der Kern einer für Dewey höchst prägenden argumentativen Auseinandersetzung. »Antagonism«, meinte Addams, »never lies in the objective differences, which will always grow into unity if left alone, but arises when a person mixes into reality his own personal reactions. [...] When one gives extra emphasis to a part of the truth, then emotion, not reality, produces conflict.«¹⁹ Addams stritt auch ab, dass es »genuine Widersprüche in Ideen und Institutionen« gäbe, wie Dewey zunächst meinte: »The antagonism of institutions is always unreal. It may simply be due to the personal attitude and individual reactions.«²⁰ Dewey reagierte angesichts dieser Äußerung zunächst perplex, kam nach einigem Nachdenken dann aber zu dem Schluss, dass er seine hegelianischen Überzeugungen zu den Ursachen und Effekten von Gegensätzen und Konflikt revidieren müsse: »I can see that I have always been interpreting the Hegelian [...] dialectic wrong end up – the unity as the reconciliation of opposites, instead of the opposites as the unity in its growth, and thus translated physical tension into a moral thing.«²¹ Mit anderen Worten: Konflikt (»opposites«) sei zwar ein genauso konstanter wie produktiver Bestandteil sozialen Zusammenlebens, aber nur in dem Maße, in dem es gelinge, Emotionen und Persönliches von sachlichen (»objektiven«) Differenzen zu trennen und das Verbindende in den Blick zu nehmen, werden Kompromisse (»unity in its growth«) nicht nur möglich, sondern recht eigentlich zum Ausdruck demokratischen Zusammenlebens.

George Herbert Mead und andere haben jenen Dewey, der aus dem (wie er selbst schrieb: »bekehrenden«) Gespräch mit Jane Addams diese Schlussfolgerungen zog,²² sogar grundlegend so interpretiert, dass sich ein (dem Wechselspiel von Gegensätzen und Kompromissfindung als

cher, Carol Nackenoff, Wendy Chmielewski (Hg.), *Jane Addams and the Practice of Democracy*, Urbana and Chicago: University of Illinois Press 2009, S. 43–44.

19 Addams zit. nach Jay Martin: *The Education of John Dewey. A Biography*, New York: Columbia University Press 2003, S. 165.

20 Addams, zit. ebd., S. 166.

21 Vgl. Dewey's Selbstbeschreibung, zit. ebd., S. 167.

22 Vgl. ebd.

Weg zu einer neuen »Einheit« analoges) dialektisches Grundschema wie ein roter Faden durch seine pragmatistische Handlungstheorie zieht: das grundlegende persönliche Handlungsschema von Zweifel und Überzeugung im Zuge intelligenter, kreativer Problemlösung (»inquiry«) genauso wie Formen kollektiver Problemlösung im Zuge der Konstitution einer Öffentlichkeit (»social inquiry«), die für Dewey in der Demokratie ihren höchsten Ausdruck findet: »Regarded as an idea, democracy is not an alternative to other principles of associated life. It is the idea of community life itself. It is an ideal in the only intelligible sense of an ideal: namely, the tendency and movement of some thing which exists carried to its final limit, viewed as completed, perfected«.²³

Dewey prägt für diesen Gedanken die Formulierung »Demokratie als Lebensform« (»democracy as a way of life«). Als Lebensform sei Demokratie eben weit mehr als etwas »Institutionelles« und »Äußerliches« (»something institutional and external«), sie lebe von der »freundschaftlichen Zusammenarbeit« gerade auch dann, wenn wir streiten, weil wir in der kollektiven Mobilisierung unserer Intelligenz voneinander lernen und gemeinsam wachsen könnten.²⁴ Dewey und Habermas haben in dieser Hinsicht viel gemeinsam, aber wo Habermas im Kompromiss im Kontrast zum Konsens lediglich die zweitbeste Lösung angesichts faktischer Macht sieht, legen Dewey und Addams den Akzent ganz pragmatisch deutlich stärker auf den eigentlichen Prozess kollektiven Lernens im gelebten Kompromiss: »To cooperate by giving differences a chance to show themselves because of the belief that the expression of difference is not only a right of the other persons but is a means of enriching one's own life-experience, is inherent in the democratic personal way of life.«²⁵ Und weil Demokratie eine Lebensform sei, müsse sie als Überzeugung nicht nur als »Wille«, sondern auch »systematisch in der Alltagspraxis und in allen Lebensbereichen« zum Ausdruck kommen.²⁶

23 John Dewey: *The Public and its Problems. An Essay in Political Inquiry*, New York: Gateway 1948, S. 148.

24 John Dewey: *Creative Democracy – The Task before Us* (1939), in: John Dewey, *America's Public Philosopher. Essays on Social Justice, Economics, Education, and the Future of Democracy*, hg. von Eric T. Weber, New York: Columbia University Press 2021, S. 59–65, hier S. 64.

25 Ebd.

26 John Dewey: *The Basic Values and Loyalties of Democracy* (1941), in: Dewey, *America's Public Philosopher*, S. 55–58, hier S. 57–58.

Dewey hat in diesem Sinne eine Kernidee Walt Whitmans systematisch weit über die Idee von Demokratie als einer Regierungsform hinaus ausgebaut.²⁷ Nachdem wir im 1. Band dieser Reihe Whitmans Denken in unterschiedlichen Dimensionen ausgeleuchtet haben, haben wir uns für diesen 2. Band den Kompromiss als eine konkrete Manifestation demokratischer Lebensform in ganz unterschiedlichen sozialen Kontexten angesehen. Den Ausgangspunkt bildete eine Keynote von Ulrich Willems und zwei Repliken von Nicole Deitelhoff und Thomas Bieblicher, die den Kompromiss als eine soziale Praxis in seiner Breite in den Blick nahmen. Im Anschluss werden drei sehr unterschiedliche soziale Settings und die konkrete Bedeutung von Kompromissen analysiert – jeweils mit einem Essay und einer Replik.

Zur Rahmung der Tagung, die diesem Band zugrunde lag und zu seiner Einführung analysiert Ulrich Willems in seinem umfassenden Essay das, was er das »Kompromiss-Paradox« nennt – die These, dass der Kompromiss eine der bedeutendsten Erfindungen der Menschheit überhaupt sei, obwohl er seit langem, gerade aber auch in der Gegenwart oft negativ bewertet werde. Konflikte seien ein unvermeidbarer Teil jeder Gesellschaft und effektive Strategien zu ihrer Regulierung daher auch von essenzieller Bedeutung. Kompromisse, so Willems, sind in diesem Zusammenhang eine universelle, flexible und risikoarme Methode zur Konfliktregelung. Sie lieferten keine ideale Lösungen, wohl aber pragmatische Instrumente zur Minderung von Spannungen, Minimierung von Risiken und zur Förderung von Stabilität. Willems unterscheidet insbesondere verschiedene Typen und Anspruchsniveaus von Kompromissen und analysiert ihre spezifischen Stärken, Schwächen und Anwendungsbereiche. Auch wenn Kompromisse durch Machtverhältnisse geprägt und nicht immer »fair« erscheinen, ermöglichen sie sozialen Wandel und Kooperation. Willems setzt sich zudem detailliert mit gängiger Kritik auseinander, darunter dem Vorwurf der Instabilität und des Konservatismus, und argumentiert, dass Kompromisse gerade in polarisierten Gesellschaften unverzichtbar seien, um Fortschritt und Zusammenhalt zu sichern. Aus diesem Grund betont

27 Vgl. Till van Rahden und Johannes Völz: Horizonte der Demokratie. Eine Einleitung, in: dies. (Hg.), Horizonte der Demokratie. Offene Lebensformen nach Walt Whitman (Democratic Vistas/Demokratische Horizonte Bd. 1), Bielefeld: transcript 2024, S. 7–26, hier S. 11–14.

er auch die Notwendigkeit, den Kompromiss als Schlüsseltechnik der Konfliktbewältigung zu rehabilitieren.

Auch Nicole Deitelhoff unterstreicht in ihrer Replik zu Willems' Beitrag die Bedeutung des Kompromisses als einem zentralen Instrument demokratischer Konfliktregelung. Sie stimmt Ulrich Willems zu, dass Kompromisse aufgrund ihrer Flexibilität und Robustheit für die Bewältigung vielfältiger Konflikte unverzichtbar seien. Insbesondere hebt sie die Vorläufigkeit von Kompromissen als Stärke hervor, da Demokratien auf dynamische und wiederholbare Verhandlungen angewiesen seien, um produktive Konflikte zu ermöglichen und gesellschaftliche Weiterentwicklung zu fördern. Hierfür benötigten Demokratien institutionelle Verfahren, die Kompromisse absichern, Machtungleichgewichte abfedern und Rechte schützen helfen, insbesondere die schwächeren Parteien. Deitelhoff betont auch die Rolle von Konflikten als Motor sozialer Innovation und Anpassung. Während stark institutionalisierte Arenen wie Parlamente besonders auf Kompromissfähigkeit abzielten, dienten weniger regulierte Räume der Meinungsbildung und Innovation. Entscheidend sei, dass Kompromisse temporäre Lösungen böten, die jederzeit revidierbar sind, denn diese Offenheit machten sie zu einem fundamentalen Bestandteil demokratischer Legitimität und Stabilität.

In einer weiteren Replik auf Willems fokussiert Thomas Biebricher insbesondere die Rolle von Kompromissen in zunehmend heterogenen Gesellschaften. Er stimmt grundsätzlich mit Ulrich Willems überein, dass Kompromisse essenzielle Mechanismen zur Konfliktbewältigung in pluralistischen Demokratien seien, vor allem jenen, die von kultureller, sozialer und wirtschaftlicher Vielfalt geprägt sind. Hier könnten sie helfen, Stabilität und Anpassungsfähigkeit zu fördern, da Entscheidungen revidierbar bleiben. Er teilt auch die Einschätzung, dass Kompromisse zu Unrecht im Verdacht stünden, opportunistisch und rückgratlos zu sein. Allerdings hinterfragt er konzeptionelle Abgrenzungen in Willems' Typologien-Vorschlag, insbesondere jene zwischen Kompromiss und Tausch sowie die normative Aufladung von Kompromissen durch zusätzliche Voraussetzungen wie Vertrauen und Gewaltlosigkeit. Zudem mahnt er, externe Effekte und mögliche »faule Kompromisse« zu berücksichtigen, die auf Kosten Dritter gehen könnten. All dies sei angesichts der wachsenden Herausforderungen, Kompromisse in einem Klima zunehmender Polarisierung und Kulturalisierung gesellschaftlicher Konflikte zu schmieden, umso wichtiger.

In einem ersten von insgesamt drei Feldern der Illustration von Kompromissen als demokratischer Lebensform befassen sich Darrel Mollendorff und Fredrike Felcht mit den Herausforderungen der Kompromissbildung vor dem Hintergrund des Klimawandels. In seinem Essay plädiert Moellendorff für die Dringlichkeit, aus fossilen Brennstoffen auszusteigen und in dieser Hinsicht keinerlei Kompromisse zu schließen. Er zieht Parallelen zwischen Martin Luther Kings Aufruf zur »äußersten Dringlichkeit« sofortigen Handelns gegen Ungerechtigkeit und der aktuellen Klimakrise. Dabei verweist er vor allem darauf, dass es aufgrund der Empfehlungen des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) entscheidend sei, noch in diesem Jahrzehnt die globale Erwärmung auf 1,5°C oder 2°C zu begrenzen. Trotz jahrzehntelanger Warnungen hätten Regierungen weltweit fossile Brennstoffe weiterhin subventioniert, anstatt den Übergang zu erneuerbaren Energien zu forcieren. Moellendorff kritisiert in diesem Zusammenhang eine plutokratische Verzerrung demokratischer Politik, bei der die fossile Brennstoffindustrie durch Lobbyarbeit und Spenden erheblichen Einfluss auf einschlägige Entscheidungen ausübe. Die Folgen des dadurch beschleunigten Klimawandels träfen besonders die Armen und Verwundbaren sowie jüngere Generationen. Aus all diesen Gründen argumentiert Moellendorff, dass schnelles Handeln unerlässlich sei, um katastrophale Folgen zu vermeiden, und dass Kompromisse beim Ausstieg aus fossilen Energieträgern angesichts der Dringlichkeit der Situation nicht akzeptabel seien.

In ihrer Replik greift Frederike Felcht insbesondere die von Moellendorff aufgegriffene Unterscheidung Avishai Margalits zwischen ökonomischen und religiösen Verständnissen von Politik auf. Sie hinterfragt die Rolle des Religiösen in Moellendorfs Argumentation unter Bezugnahme auf Martin Luther King Jr. und Søren Kierkegaard, vor allem hinsichtlich Moellendorfs Interpretation des »entscheidenden Augenblicks« in Kings und Kierkegaards Argumentation und seiner Verbindung zur aktuellen Klimakrise. Mit Verweis auf die christlichen Wurzeln in Kings Geschichtsdenken und möglichen Parallelen zu apokalyptischen Vorstellungen in der Klimadebatte plädiert Felcht für ein umfassenderes Moralverständnis, das über den Anthropozentrismus hinausgeht. Insbesondere warnt sie vor den Gefahren einer übermäßigen Betonung der Dringlichkeit und plädiert stattdessen für hoffnungsvollere Narrative in der Klimadebatte.

In einem zweiten Illustrationsfeld diskutieren Greta Wagner und Gregory Jones-Katz Praktiken der Kompromissbildung in alltäglichen gesellschaftlichen Kontexten, hier am Beispiel der Kompromisssschließung in einem rheinhessischen Dorf. Dabei geht im Essay von Greta Wagner vor allem vor allem um die Frage, wie Konflikte zwischen Geflüchteten, Ehrenamtlichen und Dorfbewohnern produktiv bewältigt werden können. Sie zeigt, dass Streit nicht zwangsläufig spaltend wirken, sondern soziale Bindungen stärken könne, wenn er offen ausgetragen und durch Kompromisse gelöst wird. Insbesondere Ehrenamtliche agierten als Vermittler (»Kompromissagenten«), die Konflikte adressierten und Lösungen fanden, um Polarisierungen zu vermeiden. Die Nähe unter den Dorfbewohnern, kombiniert mit fehlenden rechtlichen Strukturen und wechselseitiger sozialer Kontrolle begünstigte Konflikte, aber auch deren produktive Lösung. Theoretisch bezieht sich Wagner auf Georg Simmels Idee, dass Streit vergesellschaftend wirken kann, sowie auf Luc Boltanskis und Laurent Thévenots Konzept der »Rechtfertigungsordnungen«. Ihre ethnografische Studie zeigt, dass Konflikte nicht nur durch Kompromisse, sondern auch durch »strategisches Vergessen« gelöst werden könnten. Dennoch blieben Machtungleichheiten und strukturelle Abhängigkeiten zentrale Herausforderungen für das Zusammenleben und die Konfliktlösung.

In seiner Replik reflektiert Gregory Jones-Katz Greta Wagners Essay insbesondere im Hinblick auf strukturelle Machtverhältnisse und Interessen, die er in Wagners Ansatz weniger beleuchtet sieht. Zwar hebt er zustimmend die produktive Verwendung der pragmatischen Soziologie von Boltanski und Thévenot hervor, soziale Akteure zu reflektiertem Handeln zu befähigen, er bemängelt jedoch, dass der Fokus auf Kompromisse mögliche »Machtunterschiede« und »Polarisierungsagenten« vernachlässige, die ihrerseits Konflikte beeinflussten. Zudem schlägt er vor, narrative pragmatistische Ansätze wie Richard Rortys Konzept der »Neubeschreibung« zu integrieren, um die Dynamiken von Konflikten besser zu verstehen. So könnten strukturelle und historische Dimensionen ergänzt werden, um die politische Wirksamkeit der Akteure zu erweitern.

In einem dritten Illustrationsfeld wenden sich Frank Stahnisch und Alenka Ambrož den Zwängen und Herausforderungen persönlicher Kompromissbildung zu, die Frank Stahnisch am Beispiel der Zwangsemigration deutschsprachiger Neurologen und Psychiater nach Nordamerika (1933–1963) und ihren Auswirkungen auf die biomed-

zinische Forschung untersucht. Anhand dreier Biografien illustriert er, wie sich kulturelle und wissenschaftliche Kompromisse zwischen den holistischen Ansätzen der deutschen »Nervenheilkunde« und der empirischen Forschung Nordamerikas herausbildeten. Unter Rekurs auf Ludwik Flecks medizintheoretischen Arbeiten, insbesondere sein Konzept der »Denkstile«, zeigt Stahnisch, dass wissenschaftliche Erkenntnisse wesentlich auch durch soziale Aushandlungsprozesse geprägt sind. Biografische Fallstudien, wie etwa jene von Karl Stern, verdeutlichen persönliche Anpassungsschwierigkeiten und berufliche Umstellungen der Emigranten. Im Kontext der breiteren Forschung kritisiert Stahnisch die unreflektierte »Brain Gain«-These und hebt die nachhaltigen Herausforderungen hervor, mit denen diese Wissenschaftler konfrontiert waren.

In ihrer Replik offeriert Alenka Ambrož eine Lesart der Arbeiten Flecks, die Kognition grundlegend als sozialen Verhandlungsprozess und folglich auch als Kompromissprozess konzeptualisiert. Diese angeborene Kompromissfähigkeit mag hilfreich sein, gerade im Blick auf die Entwicklung der Wissenschaft könne sie aber auch Hindernisse aufwerfen und aufgrund dessen, was Fleck »psychologische Persistenz-tendenz« nenne zu »epistemischen Abweichungen« führen. Insofern sei es sinnvoll zwischen »produktiven« und »reduktiven« Kompromissen zu unterscheiden, die beide durch soziokulturelle und sprachliche Bedingungen beeinflusst werden. Ambrož zieht in dieser Hinsicht Parallelen zwischen wissenschaftlichen Kompromissen und Walter Benjamins Konzept der Übersetzung, wobei beide Prozesse als Verhandlungen zwischen Denkstilen oder Sprachen betrachtet werden. Wissenschaftliche Wahrheit wird dabei als unerreichbares Ideal ähnlich der »reinen Sprache« gesehen und produktive Kompromisse (wie im Falle Goldsteins) als Übersetzung, die dabei helfen können, neue Perspektiven zu entwickeln und historische wie kulturelle Barrieren zu überwinden.

